

Alexander Kolerus

## Man of Steel

2013

<https://doi.org/10.25969/mediarep/22598>

Veröffentlichungsversion / published version  
Zeitschriftenartikel / journal article

**Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:**

Kolerus, Alexander: Man of Steel. In: *Medienobservationen*, Jg. 17 (2013). DOI: <https://doi.org/10.25969/mediarep/22598>.

**Erstmalig hier erschienen / Initial publication here:**

<https://www.medienobservationen.de/2013/kolerus-man-of-steel/>

**Nutzungsbedingungen:**

Dieser Text wird unter einer Creative Commons - Namensnennung - Weitergabe unter gleichen Bedingungen 4.0 Lizenz zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0>

**Terms of use:**

This document is made available under a creative commons - Attribution - Share Alike 4.0 License. For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0>

Alexander Kolerus

*Man of Steel*

*Abstract:*

*Nehmt eure Mythen endlich ernst! Das fordern Regisseur Zack Snyder, Drehbuchautor David S. Goyer und Produzent Christopher Nolan jetzt auch in einem neuen Superman-Film. Ob die Welt dafür schon bereit ist?*

Superhelden-Comics sind etwas für Kinder. Natürlich. Welcher ausgewachsene, halbwegs zurechnungsfähige Mensch würde sich jenseits kultursemiotischer Überlegungen auch ernsthaft auf derartige Storys einlassen? Eine geht bekanntermaßen etwa so: Auf dem katastrophengeschüttelten Planeten Krypton will der Wissenschaftler Jor-El seinen Sohn Kal-El vor dem drohenden Untergang der Heimatwelt in Sicherheit bringen, steckt den Säugling kurzerhand in eine Raumkapsel und schießt ihn ins Weltall. Kal-El landet auf der Erde, genauer im geografischen Zentrum der USA, im mittleren Westen, in Kansas, zwischen Rinderherden, Weizenfeldern und Sonnenblumen. Ob das Glück oder Pech ist, hängt wohl wie so oft von der Perspektive ab. Berücksichtigt man Kal-Els kurze Vorgeschichte, hätte es ihn jedenfalls schlimmer treffen können. Vom rechtschaffenen Farmerehepaar Kent aufgefunden und als eigener Sohn „Clark“ ausgegeben, zeigt der heranwachsende Alien eine erstaunliche Begabung für den sportlichen Wettkampf. Auf der High-School räumt er die Pokale regalweise ab. Darüber hinausgehende Zwischenfälle, die eindeutig darauf hinweisen, dass hier etwas nicht mit rechten Dingen zugehen kann, versuchen zunächst die besorgten Pflegeeltern angespannt geheim zu halten. Die Einwohner von Smallville sollten besser nicht erfahren, dass unter ihnen ein Kleinkind lebt, das einen PKW anheben kann. Und als Clark ein verständigeres Alter erreicht hat, wird er selbst dazu angehalten, sich in der Öffentlichkeit unauffällig zu verhalten und das lässige Umherwuchten unfassbar schwerer Gegenstände nach Möglichkeit

zu vermeiden. Je friedlicher die ländliche Idylle, desto schneller brennen schließlich auch die Hexen.

Eine typisch menschliche Eigenschaft, die den jungen Clark auszeichnet, ist hingegen die Lust zu fragen. Und so fragt auch er sich nach Pokalgewinnen, heimlich geworfenen Kleinbussen und erfolgreichem Schulabschluss endlich: Wer bin ich? Woher komme ich? Wozu das Ganze? Und diese Fragen sind ja gerade bei ihm auch durchaus berechtigt. Wissensdurstig macht er sich also auf den Weg aus dem kleinen Smallville in die große Welt, um seine Herkunft und Bestimmung zu ergründen. Letztendlich erfährt er alles Nötige aus einem damals in der Raumkapsel mitgeführten Artefakt. Von den darin enthaltenen Informationen über seine Herkunft (Krypton) und Bestimmung (Welt retten) aufgeklärt, lässt Clark sich im so gar nicht kleinstädtischen Metropolis nieder. Eine halbwegs bürgerliche Existenz aufrechtzuerhalten, gelingt dabei nur durch die Einführung der Doppelidentität. Im richtigen Leben verdingt sich der unscheinbare Brillenträger Clark Kent als Zeitungsreporter beim Daily Planet. Ist Not am Mann, verkleidet er sich blitzschnell und unbemerkt als ... aber eigentlich ist *das* ja sein richtiges Leben. Und spätestens hier deutet sich an, dass man es sich vielleicht doch nicht allzu leicht machen sollte mit diesem Superman. Das mag sich auch Regisseur Zack Snyder gedacht haben, der nun mit *Man of Steel* eine neue Verfilmung des Stoffs vorlegt.

Man kann jetzt schon ohne größeres Risiko darauf wetten, dass Snyder und sein Produzent Christopher Nolan an diesem einen Kinofilm weitaus mehr verdienen werden als Jerry Siegel und Joe Shuster, die Erfinder Supermans, in ihrem ganzen Leben. Obwohl unzählige Male gehört, zaubert die Geschichte auch heute noch ein wehmütiges Lächeln auf die Gesichter der Zuhörer, manche greifen sich zusätzlich in einer hilflosen Geste an die Stirn: In den späten Dreißiger Jahren verkauften Siegel und Shuster, beide Jahrgang 1914, die Superman-Rechte an ihren Verlag National Publications (später DC Comics) – für einen Scheck über 130 Dollar.

Man mag diesen Schritt einer spätpubertären Blauäugigkeit der damals 24-jährigen Superman-Schöpfer zuschreiben. Zumindest spiegelt sich eine solche aus heutiger Sicht in der frühen Inszenierung ihrer Comic-Figur. Der Superman des Golden Age ist wenig mehr als ein Biedermann im Strampelanzug – wenn auch ein

sehr muskulöser. Er rettet Teenager, die ohne zu schauen die Straße überqueren, warnt Schüler davor, ihr Pausengeld in einarmige Banditen zu werfen, und ist sich auch nicht zu schade, die obligatorische Katze vom Baum zu retten. Das alles ist schön, rechtschaffen, sozialverträglich und gut, aber wieso braucht man für solche Missionen gleich einen Außerirdischen mit Superkräften, noch dazu einen so merkwürdig gekleideten? Nietzsche hat sich seinen Übermenschen vermutlich nicht so vorgestellt, und zu allem Überfluss ist Superman so ungeschickt, nicht den Geheimnisvollen zu geben. Sorglos fliegt er am helllichten Tag herum, und als die neugierige Lois Lane vom Daily Planet zaghaft nachfragt, erzählt er ihr leutselig seine gesamte Lebensgeschichte, benennt seine Superkräfte und vergisst auch seine Schwachpunkte nicht. Hier betreibt Batman insgesamt doch eine wesentlich geschicktere Informationspolitik: Er geht immer nur nachts auf Verbrecherjagd und gibt grundsätzlich keine Interviews, dafür sprechen in erster Linie die Fäuste. Bedeutsam ist dies vor allem, da die Geheimhaltungsdoktrin des dunklen Ritters einer in den folgenden Jahrzehnten fröhlich wuchernden Mythopoiesis Raum schafft. In dieser Hinsicht wird Supermans Mitteilungsbedürfnis ihm selbst zum Verhängnis: Zu vieles wird hier schon vorweggenommen und festgeklopft. Entsprechend sind die weißen Flecken spärlich gesät: So werden etwa die genauen Beweggründe des Außerirdischen nie genauer erläutert. Und über seinen Heimatplaneten Krypton erfährt man eigentlich nur, dass er explodiert ist. Rätsel gibt außerdem sein sonderbares Outfit auf. Batman hält sich mit seinem unheimlichen Fledermauskostüm ja unter anderem lästige Frager vom Leib. Außerdem rechtfertigt es seine notorische Nachtaktivität. Die leuchtenden Farben des Kryptoniers scheinen hingegen auf irgendeine Weise die nordamerikanische Flagge zu zitieren, und auf seiner Brust prangt als Emblem eine Art mittelalterlicher Schutzschild, aber wie diese semiotischen Trümmer zu einer kohärenten symbolischen Aussage fügen? Ist Superman der Schutzschild Nordamerikas? Oder ist er selbst Nordamerika und beschützt in dieser Eigenschaft etwas anderes? Oder ist Nordamerika der Schutzschild, der Superman beschützt? Aber was sollte Nordamerika damit bezwecken, und wieso hätte Superman

das nötig? Fragen über Fragen. Und wo Fragen sind, entstehen Mythen.

Die symbolische Verwandtschaft Supermans mit der us-amerikanischen Nation ist angesichts seiner Farbgebung jedenfalls unbestritten. Die eher provinziellen Heldentaten der Anfangszeit passen aber nicht so recht zum militärisch-nationalistischen Pathos, das eine aufrecht wandelnde Flagge im Stil Uncle Sams zu evozieren pflegt. Auch Probleme von gesellschaftspolitischer Tragweite werden allenfalls allmählich angedeutet, wobei die moralische Disposition des Helden übrigens noch nicht vollends geklärt ist. In Superman #5 (1940) agiert der Stählerne etwa als Schläger in einem Zeitungskrieg, um den Daily Planet vor der Übernahme durch den gewissenlosen Politiker Alex Evell zu bewahren. Evell heuert diverse Muskelprotze mit Schiebermützen und Holzlatten an, um Daily-Planet-Herausgeber Burt Mason durch einen Straßenkrieg zum Verkauf zu zwingen. Interessanterweise ist es Superman, der in dieser Auseinandersetzung auf der Seite seiner Hauszeitung die schmutzige Arbeit übernimmt – und zwar sehenden Auges: „The Planet's too conservative a newspaper to hire thugs to fight back, – so there's nothing left but for me to appoint myself its defender!“ Supermans Fäuste verteidigen im Verlauf dieser Geschichte zwar erfolgreich die Pressefreiheit – jedoch eindeutig im Modus moralischer Ambivalenz. Solche Anfangsdefizite bereinigen Superheldencomics von jeher am verlässlichsten durch die Konstruktion eines bedingungslos bösen und vor allem personalisierten Feindbildes: Als der Reporter Clark Kent in derselben Nummer beauftragt wird, bei Finanzfachleuten die Ursachen für die anhaltende Rezession zu recherchieren, stellt er fest, dass eben jene Fachleute hypnotisiert wurden, um eben diese Krise zu verursachen. Der Kopf des Unternehmens ist ein gewissenloser Materialist, der neben dem finanziellen Gewinn nach dem Führerprinzip alle Verantwortung auf sich konzentriert: Lex Luthor (damals noch mit Haaren) liefert als irdischer Antitypus Supermans das Charakterprofil, an dem der Stählerne über die Jahrzehnte durch beharrliche Reibung in unzähligen Konfrontationen seine Konturen gewinnen soll. Zum Ausbruch des Zweiten Weltkriegs weckt der Kryptonier zunächst jedoch Begehrlichkeiten, die seine charakterliche Ausdifferenzierung eher

behindern. Schon im Jahr 1940 nähert sich die Auflagenzahl der mit Superman als Zugpferd erscheinenden Action Comics der Millionenmarke, die die dreimonatlich erscheinenden Superman-Hefte längst geknackt haben. Der kommerzielle Erfolg ist atemberaubend, die medial verstärkte symbolische Strahlkraft des Stählerne nicht mehr zu verleugnen – obwohl man immer noch nicht weiß, wofür er genau steht.

Aber wie auch immer – der erwiesene Siegertyp scharft gewöhnlich diejenigen um sich, die es schon immer gewusst haben und sich deswegen jetzt beim Händeschütteln fotografieren lassen wollen. Dieser Kelch geht zwar auch an Superman nicht vorüber. Doch bleibt die ideologische Vereinnahmung des Comichelden während des Zweiten Weltkriegs merkwürdig verhalten. In Superman #8, erschienen in den späten 40ern, kommt der Stählerne einer Fünften Kolonne auf die Spur, die in einem verlassenen Tal unweit von Metropolis eine Geheimarmee aufgestellt hat, um eine zukünftige Invasion der USA zu unterstützen. Der Strip markiert den Kriegseintritt Supermans, und man freut sich schon darauf, ihn im Stil von Joe Kavaliers Eskapisten hemmungslose Materialschlachten gegen die Nazis austragen zu sehen. Es kommt dann aber nur zum symbolisch merkwürdig zurückhaltenden Kampf gegen vorsichtig stilisierte Militaristen. Dass hier die Nazis zitiert werden, wird wohl kaum jemand bestreiten wollen, aber wo bleiben Hakenkreuz und Hitlerbart? Lediglich in einem exklusiven Strip lässt sich Superman im selben Jahr herbei, den Naziführer persönlich dem Gericht zu überantworten. Wieso diese Zurückhaltung? Hatten die Verleger Bedenken, wie zunächst auch in Michael Chabons einschlägigem Roman? Oder ist die Scheu vor einer allzu realitätsnahen Politisierung der Comicfigur selbst eingeschrieben? Schließlich weiß auch der nur halbwegs versierte Comicleser längst, dass sich der Superheld im Gegner spiegelt. Und eine Fixierung auf Hitler als „Supergegner“ hätte den Außerirdischen wohl zu stark in das ideologische Universum des Zweiten Weltkriegs eingesperrt. Als Alien braucht Superman eben andere Maßstäbe als mitteleuropäischen Größenwahn und irdischen Nationalismus. In diesem Sinne werden seine Gegner nach und nach übernatürlicher. In der Zwischenzeit muss sich der Stählerne immer wieder mit dem altbekannten Lex Luthor befassen. Denn wenn dieser auch kein

überirdisches Wesen ist, hat er zumindest gegenüber Hitler einen entscheidenden Vorteil: Er ist unpolitisch. Als skrupelloser Materialist, der von der blanken Geldgier getrieben über Leichen geht, repräsentiert er eine übersichtliche Selektion archetypischer menschlicher Dispositionen, die das Charakterdesign des Schurken – und damit des Helden – gleichsam auf die Ebene anthropologischer Konstanten herunterholt. Recht eigentlich ist es Lex Luthor, der Superman den ersten mythisierenden Schub verleiht. Die Diktatoren des 20. Jahrhunderts haben für so etwas einfach nicht das nötige Format.

Dennoch bleibt die Sache recht einseitig. Denn wenn Superman eine gewisse Resistenz gegen politisch-ideologische Vereinnahmungen zeigt, beweist er sie erst recht gegen moralische Ambivalenz – zumindest bis auf wenige Ausrutscher. Er raucht nicht, trinkt nicht und tötet nicht – auch nicht diejenigen, die ihn zuvor mit Maschinenpistolen durchsieben wollten. Anstatt sich zu rächen, rettet er den Mordbrüdern obendrein noch das Leben. Das diabolische Vergnügen, das Batman bisweilen bei Schlägereien empfindet, ist ihm fremd. Spaß an der Arbeit scheint Superman überhaupt nie zu haben: Als blauroter Held nicht, und als brillentragender Durchschnittsreporter beim Daily Planet erst recht nicht. Was Spaß macht, ist eben in aller Regel verboten und kommt damit für den Kryptonier nicht in Frage.

Dieser ethische Fundamentalismus, der so bei Batman schon aufgrund von Äußerlichkeiten nie möglich gewesen wäre, führte Superman in einen ihm bis heute eigenen Zustand mythopoietischer Erstarrung. Eine derartige Fixierung bringt auch ihre Verpflichtungen mit sich, und entsprechend gehen Texter und Zeichner mit größter Vorsicht ans Werk, wenn es um die moralische Integrität des Helden geht. Konsequenter ist das allemal. Hinsichtlich seiner Charakterentwicklung bezahlt der Stählerne für seine anhaltende Rechtschaffenheit jedoch einen hohen Preis. Verglichen etwa mit der Evolution Batmans ist Supermans Mythopoiesis ungefähr so spannend wie eine gelungene Badezimmerverfugung: noch glatter, noch sauberer, noch wasserdichter. Auffällig ist allenfalls die bisweilen selbst für Superheldenbegriffe grotesk aufgeblähte Körpermuskulatur, die vermutlich die Unmöglichkeit relevanter Charaktermodifikationen

kompensieren soll. Man könnte meinen, hier habe sich der Frust des Helden über seine eigene moralische Unbeweglichkeit in einer Art Fitnesswahn Bahn gebrochen. Denn Superman darf zwar stark sein, niemals aber ethisch fragwürdig. Zu sehr beherrscht ihn seine repräsentative Rolle als Super-Sauberer, zu brav fügt er sich dem Diktat einer eindimensionalen moralischen Disposition, die seine Kritiker in der Regel als blanke Naivität abtun.

Niemand hat diesen Aspekt des blauroten Comic-Helden boshafter herausgearbeitet als Frank Miller in seinem Batman-Klassiker „The Dark Knight Returns“ aus dem Jahr 1986. Als Kontrastfigur zum psychopathischen Batman bekämpft ein hemmungslos politisierter Superman am Gängelband Ronald Reagans russische Truppen, wehrt eine sowjetische Atomrakete ab und beschert den USA damit den bundesweiten Stromausfall mit Anarchiefolge. Batman, der im so entstandenen Chaos für Ordnung sorgen muss, spart derweil nicht mit zynischen Kommentaren zur derart hirnlos angefeuerten Supereskalation. Und nicht genug damit, dass Superman in diesem Licht als instrumentalisierte Simpel dasteht: Am Ende lässt er sich im Auftrag des Präsidenten auch noch ordentlich vom Kollegen aus Gotham verprügeln.

Miller lässt kein gutes Haar an Kryptons letztem Sohn. Hämisches führt er den Mann aus Stahl seinem Publikum vor wie einstmalig Lessing den Gottsched – übertreibt dabei jedoch maßlos. So politisch war Superman zu seinem Glück letztendlich nie, wenn auch entsprechende Ansätze durchaus vorhanden wären. Und Miller scheint sich über diese kluge Zurückhaltung des Blauroten auch durchaus zu ärgern, wenn er ihm mit seiner Überzeichnung vorhält: So bist du doch eigentlich wirklich! Ein einfältiger, autoritätshöriger, militaristisch-nationalistischer Erfüllungsgehilfe, der die Problematik der von ihm unterstützten Ideologie gar nicht überblickt – oder im schlimmsten Fall nur so tut. Gib's doch endlich zu!

Unter der Lupe der Ideologiekritik unterstellt Miller dem Stählernen totale Politisierung unter dem humanistischen Deckmantel. Letztendlich wirft er Superman jedoch dessen Potenzial in einer Aktualisierung vor, die so nie stattgefunden hat – auch wenn das viele Leute so gesehen haben, noch so sehen und



auch in Zukunft so sehen werden, vermutlich weil sie es eben einfach so sehen wollen.

Die Aufrüstung Supermans vollzieht sich hingegen zwar nach der Logik, nicht aber auf dem politischen Spielfeld des Kalten Krieges. So wachsen mit den Muskeln des Helden nach und nach auch die Dimensionen einer Bedrohung, die immer eindeutiger *nicht* aus Russland kommt: kosmische Sporen, grünes Kryptonit, bösartige Außerirdische. Dabei werden neben der Leistungsfähigkeit seiner Muskeln auch immer wieder Supermans ethische Superkräfte auf ihre Tragfähigkeit überprüft. Und der Held besteht diese Belastungstests mit wahrhaft überirdischer Ausdauer. Wie verzwickelt die Situation sich auch entwickeln mag, Superman agiert mit einer automatenhaften Beharrlichkeit, die freilich eher an Asimovs Robotergesetze erinnert als an die intellektuellen Verstiegenheiten der praktischen Philosophie: nett sein, helfen, nicht töten. Und was dieser doch recht enge moralische Käfig des Blauroten denn nun genau mit Nietzsches Übermensch zu tun haben soll, müsste man zumindest mir erklären.

Da könnte einem schon eher der weitaus naivere Platon einfallen, insbesondere seine ernüchternden Erfahrungen mit dem Tyrannen von Syrakus. Denn das Vorhaben des Philosophen, den Herrscher zum irdischen Werkzeug seiner idealistischen Staatslehre zu machen, scheiterte letztendlich an dessen allzu menschlichen Eigenschaften: Überheblichkeit, Machtgier, Gewaltbereitschaft. Das Ganze endete hässlich, mit Erpressung, Geiselnahme und Attentat. Und das einzig Erfreuliche an der Angelegenheit war wohl letztendlich der Mordspaß, den der Tyrann dabei hatte.

Die Parallele fällt vielleicht nicht sofort ins Auge, aber tatsächlich gerät der Mann aus Stahl doch in ganz ähnliche Situationen wie damals der griechische Philosoph. Ich meine vor allem die mit verlässlicher Regelmäßigkeit auftauchenden retardierenden Szenen, in denen der Held vorübergehend seine Superkräfte verliert. Das hat für gewöhnlich mit veränderten Strahlungsverhältnissen, Kryptonit und dergleichen zu tun. Es sind diese Situationen, in denen sich andeutet, wo das eigentliche Problem liegt, worum es in diesem liturgieartig immer wieder repetierten Kampf des Helden gegen „die Bösen“ letztendlich geht, wer diese „Bösen“ überhaupt sind und wo wir Menschen in diesem Konflikt stehen. Die augenfällige Botschaft

der genannten Szenen ist simpel und daher so ernüchternd: Sobald Superman seine physischen Superkräfte verliert, unterliegt er. Und zwar erbärmlich. Er wird verprügelt, gedemütigt und verhöhnt, und das nicht nur – das wäre ja noch zu entschuldigen – von anderen irgendwie übermenschlichen Wesen, sondern auch in einer schmierigen Autobahnkneipe von einem betrunkenen Trucker, am besten noch vor den Augen der entsetzten Lois. Seiner Sonderkonditionen beraubt, scheitert der Idealist an einer sozialen Realität, die er gewohnt ist, als individueller Konjunktiv zu überbieten. Aber das Lästige an allem Sozialen ist: Allein ist da nichts auszurichten. Und so gewinnt Superman nach derlei retardierenden Zwischenspielen immer wieder verlässlich seine Superkräfte zurück und legt sein Cape an. Nur übermenschliche Robustheit befähigt ihn schließlich, in einer sozialen Umgebung als Held aufzutreten, die ihn bei gleicher Augenhöhe sofort geräuschlos neutralisieren würde, ganz ohne Kryptonit, Superschurken und bombastische Materialschlachten. Aber auf Dauer gerät dieses Wechselbad – Superkräfte, keine Superkräfte, Prügel, also doch wieder Superkräfte – zur narrativen Zwickmühle, die Autoren wie Leser zunehmend ratlos bzw. gelangweilt zurücklässt. Warum tun sich die Beteiligten das immer wieder an? Was erwarten wir vom Stählernen, wenn wir ihm stets aufs Neue probeweise die Superkräfte entziehen? Dass er seine Gegner mit Nietzsche-Zitaten besiegt? Das Problem an all den philosophischen Reflexionen, die Superman im Verlauf seiner Karriere auf sich gezogen hat, ist überhaupt die ihm damit aufgenötigte intellektuelle Hypothek: Es darf einfach nicht sein, dass da nur Muskeln sind. Und so wird immer wieder getestet, ob da noch etwas anderes ist, gleichsam als regelmäßige Überprüfung der Konfliktlösungskompetenz des Helden. Aber Superman erweist sich in dieser Hinsicht als nicht lernfähig, dafür ist er zu unpolitisch. Ohne seine Superkräfte wird er daher schlicht zum simplen Gutmenschen, der sich an der Realität eine blutige Nase holt.

Die umgekehrte Anordnung ist da schon folgenreicher. Wenn es nichts bringt, Superman auf die Ebene der Menschen zu stellen, warum ihn nicht einem Gegner aussetzen, der über dieselben überirdischen Kräfte verfügt? Der Versuch kommt früh, und zwar in Gestalt des bis heute berüchtigtsten Superman-Widersachers. Die

mythopoietische Geburtszange, die ihn ans Licht der Welt holt, ist spätestens seit Vergil bekannt. Dieser legt den Grundstein für seinen römischen Gründungsmythos, indem er im ersten Jahrhundert nach Christus hervorhebt, dass nicht alle Trojaner beim Fall Ilios von den Griechen niedergemetzelt wurden. Ein paar sind entkommen, angeführt von einem gewissen Aeneas, der nach Irrungen und Wirrungen in Italien landet, um zum Stammvater Roms zu werden. Im zwölften Jahrhundert ergänzt der britische Geistliche Geoffrey of Monmouth in seiner *Historia Regum Britanniae*, dass sich während der Irrfahrten des Aeneas von dessen Gruppe wiederum eine kleinere Gruppe unter der Führung eines gewissen Brutus abgespalten hat. Brutus lotete seine Mannen auf eine nordeuropäische Insel – später nach ihm „Britannien“ benannt –, um Stammvater des europäischen Rittertums samt Lancelot und Artus zu werden. Und im Jahr 1961 nehmen Texter Robert Bernstein und Zeichner George Papp in *Adventure Comics #283* schließlich an Superman diesen altbekannten Eingriff vor, der darin besteht, dem Mythos im Nachhinein ein zusätzliches Reis aufzupfropfen. Dazu müssen sie freilich erst wieder dorthin, wo alles begann: auf den Planeten Krypton. Die Heimatwelt des Helden wurde durch eine Naturkatastrophe zerstört, wobei die gesamte kryptonische Zivilisation ausgelöscht wurde. Bisher galt Superman als der einzige Überlebende, aber jetzt erfahren wir: noch ein anderer Kryptonier konnte entkommen. Der skrupellose General Zod, ein örtlicher Militäroffizier, hatte noch vor der Katastrophe versucht, die Macht über den Planeten per Putsch an sich zu reißen. Der Putsch misslang, Zod wurde der versuchten Usurpation angeklagt und in die Phantomzone verbannt, um für sehr lange Zeit in körperlosem Zustand über seine Missetaten nachdenken zu können. Außerdem überlebt er dort den Untergang des Planeten. Befreit wird er natürlich vom ahnungslosen Superman selbst, der nun endlich einem moralischen Alter Ego mit satisfaktionsfähigen Superkräften gegenübersteht. Die Gegensätze könnten nicht extremer sein. Denn wenn Superman seine irdischen Tage mit helfen und retten verbringt, will General Zod vor allem eines: herrschen. Über wen, ist ihm letztendlich egal, aber zufälligerweise ist gerade die Erde in der Nähe. Syrakus lässt grüßen.

In den Folgejahren wird Zod von Superman mit ermüdender Regelmäßigkeit besiegt und wieder eingesperrt, um kurz darauf aufs Neue auszubrechen. Aus dem umfangreichen Sortiment der Gegner des Helden ist er zusammen mit Lex Luthor der wohl bis heute populärste. Entsprechend findet er früh Eingang in die fast zwanzig Jahre nach seiner Geburt einsetzende Kino-Ära.

Den Sprung auf die große Leinwand schafft Superman in den späten 70er-Jahren, er landet treffsicher zwischen der ersten Star-Wars-Episode (1977) und Ridley Scotts Alien (1979). Im Rückblick muss man aber feststellen, dass sich die mythopoietische Impotenz des Stählernen in den seither erschienenen Kinofilmen besonders drastisch niederschlägt. Zunächst fällt auf, dass sich auf der Leinwand in Sachen Superman in den letzten 30 Jahren herzlich wenig getan hat. Der erste, recht populär gewordene Kinofilm von Richard Donner mit Christopher Reeve in der Titelrolle hatte drei Fortsetzungen. In deren Verlauf besiegte Reeve immerhin Lex Luthor, General Zod, einen größenwahnsinnigen Supercomputer und Nuclear Man, wortkarge Versinnbildlichung der allgemeinen nuklearen Bedrohung während des Kalten Krieges. Das war 1987, aber dann wurde die Filmreihe aufgrund schlechter Einspielergebnisse eingestellt. Reanimationsversuche mit Tim Burton als Regisseur und Nicholas Cage in der Titelrolle scheiterten Ende der Neunziger, worüber man nach dem Genuss von Burtons Batman-Film froh sein darf. Folglich geschah fast zwanzig Jahre lang nichts, bis 2006 Bryan Singers „Superman Returns“ in die Kinos kam, die bisher letzte Leinwandverfilmung des Stoffs. Der Film ist eine Enttäuschung, inhaltlich wie dramaturgisch. Vermutlich aus Angst um die symbolische Strahlkraft seiner Hauptfigur begnügt sich Singer damit, die altbekannten Versatzstücke auf das aristotelische Dreieck zu stecken: Von notdürftig aufpolierter Nostalgie zehrend, kopiert der Streifen lediglich den Plot des ersten, damals fast dreißig Jahre alten Kinofilms in kaum wahrnehmbarer Variation. Sogar die Filmmusik ist die alte. Was Singer hingegen als spärliche Neuerungen beiträgt, gerät zum weinerlichen Zapfenstreich auf seinen eigenen Helden: Die Welt ist fünf Jahre lang auch ganz gut ohne Superman zurechtgekommen, Lois hat einen neuen Freund und auch gleich ein Kind dazu, und auch der Daily Planet hat die Abwesenheit seines geschätzten Mitarbeiters

Clark Kent gar nicht so richtig bemerkt. Wozu dann eigentlich die Rückkehr?, fragt sich da nicht nur Metropolis, sondern auch der Zuschauer. Das Ganze war wohl als Hommage gemeint, wirkt jedoch letztlich wie ein gewissenhaft ausgeführter Schulaufsatz und reichte nicht einmal für einen Oscar. Die erbärmliche Pointe, dass Lois' fünfjähriger Sohn von Superman gezeugt wurde, offenbart ein für allemal die narrative Unfruchtbarkeit des Unternehmens. Dann geht nun also alles wieder von vorne los. Großartig.

Dies also ist das karge cineastische Feld, das sich Snyder nun anschickt zu beackern, und die Comic-Gemeinde bangt: Ist der Stählerne heutzutage auf der Leinwand überhaupt noch gefragt? „Sogar [mein kleiner Bruder] findet Superman total langweilig und unspektakulär. UND ER IST 10!!!“, schreibt etwa „Niz“, der Erleuchtete in einem einschlägigen Internet-Thread. Und ein gewisser „Schnurres“ wirft ein: „Es war ja eigentlich ein Wunder und Robert Downey Jr [sic], dass Iron Man außerhalb der USA ankommt. Und nun muss man von DER Ikon [sic] schon hoffen, dass er Iron Man vielleicht schlägt und kein Flop wird. Hollywood hat Superman ganz schön abgewirtschaftet...“. Hier trifft „Schnurres“ den Nagel auf den Kopf. Und auch dem Kinobesucher wird angst und bange, während er sich an der Theke sein Supersize-Getränk zapfen lässt (Überlänge!).

Doch im Kinosessel wird schon bald klar, dass Snyder sich mit seinem Superman-Film von der rituellen Erstarrung der Hauptfigur zu distanzieren gedenkt. Die in leichten Varianten vorliegende, im Kern jedoch stets identische Genesis des Helden wird barmherzigerweise nicht gottesdienstartig in allen Einzelheiten durchrepetiert, sondern lediglich in wenigen Stationen kurz anzitiert, wobei der Regisseur geschickt die für seine Themenschwerpunkte relevanten Akzente setzt. So spult das Rezipientenhirn das schon bis zum Überdruß bekannte „Dazwischen“ verlässlich, kurz und schmerzlos im Schnelldurchgang ab. Zeit lässt sich der Film beim Erzählen hingegen klugerweise dort, wo die wichtigsten mythopoietischen Impulse gegeben werden: auf Krypton. Die dortige Jahrtausende alte Zivilisation wird von genetischer Programmierung bestimmt, eine natürliche Geburt hat seit Jahrhunderten nicht mehr stattgefunden. Nach dem Vorbild Huxleys wird jedes Baby von Anfang an im

Hinblick auf seine zukünftige gesellschaftliche Funktion programmiert: Wissenschaftler, Soldat, Arbeiter usw. Was dieser Retortengesellschaft freilich zunehmend abgeht, ist die Fähigkeit zur Anpassung an lebensbedrohliche Umweltveränderungen. Und so verkennt der Hohe Rat die planetare Bedrohung einer unmittelbar bevorstehenden kosmischen Katastrophe. Nur zwei Männer nehmen die Gefahr ernst und begegnen ihr auf jeweils eigene Art: Armeeführer General Zod will die handlungsunfähige Regierung durch einen Militärputsch entmachten, um anschließend durch genetische Selektion eine widerstandsfähigere Rasse zu schaffen. Der Wissenschaftler Jor-El hingegen hat die Vernichtung der herrschenden kryptonischen Zivilisation als unausweichlich akzeptiert. In den Wirren des Machtkampfes stiehlt er den in einem alten Schädel gespeicherten genetischen Pool der kryptonischen Rasse und schießt diesen zusammen mit seinem auf natürliche Weise neugeborenen Sohn Kal-El in einer Raumkapsel in Richtung Erde. Zod, der den Genspeicher für seine Pläne benötigt, verfolgt und tötet Jor-El, kann die Flucht des Säuglings jedoch nicht verhindern. Als der Putsch kurz darauf scheitert, wird Zod zusammen mit seinen Kumpanen verbannt. Vor seinem Abtransport schwört er lautstark, den entflohenen Kal-El zu finden und zur Strecke zu bringen.

Während dieser anschließend auf der Erde im Zeitraffer als Pflegesohn der Kents aufwächst, lässt Snyder den irdischen Ziehvater beharrlich die Bedeutung der moralischen Entwicklung des Findlings hervorheben. Die Frage nach der psychisch-moralischen Entwicklungsrichtung des Heldencharakters ist dabei übrigens nicht später Einfall psychologisierender Interpreten, sondern der Comic-Figur selbst inhärent. Bei seinem ersten Auftritt 1933 (*The Reign of the Super-Man*) war Superman einer von den Bösen. Und seine übernatürlichen Fähigkeiten waren ausschließlich mental. 2013 hat der kindliche Clark jedenfalls zunächst mit der durch seine Super-Sinne verursachten Reizüberflutung zu kämpfen, der halbwüchsige dann unter dem pädagogischen Einfluss des Farmers mit einem immer stärker werdenden Helferdrang. Dieser ist in den wenigen, in Rückblenden eingestreuten Szenen aus der Jugend des Stählers stets mit der Anwendung seiner Superkräfte verknüpft. Konfliktsituationen werden hingegen mit Selbstkontrolle

und Triebunterdrückung konnotiert, etwa wenn der junge Clark von seinen fiesen Mitschülern beim Platon Lesen (!) umzingelt wird – und die pöbelnden Halbstarcken keineswegs mithilfe seiner Superkräfte zur Räson bringt. Stattdessen zerquetscht er vor lauter Selbstbeherrschung heimlich eine Eisenstange. Später verteidigt er als Kellner eine Kundin vor einem schmierigen Gesäßstatcher. Auch den verprügelt er aber nicht, sondern lässt sich geduldig von ihm das Bier über den Kopf schütten. Der Außerirdische verbirgt seine Superkräfte, um die Menschlein nicht zu verstören – selbst wenn er dafür Demütigungen erdulden muss. Im Verhörraum eines Militärstützpunkts, umringt von bis an die Zähne bewaffneten Offizieren und Soldaten, bringt es Superman gegenüber der erstaunten Lois Lane selbst auf den Punkt. Auf deren Frage, warum er eigentlich immer noch diese lächerlichen Handschellen an habe, antwortet er: Auf diese Weise fühlen sich die anderen sicherer.

Und das ist wichtig. Denn was passiert, wenn die anderen merken, wozu Clark fähig ist, erfährt er, als er als Teenager einen vollbesetzten Schulbus aus dem Fluss hebt, um seine Schulkameraden vor dem Ertrinken zu bewahren. Die so Geretteten sehen dabei natürlich, dass ihr Mitschüler kein normaler Mensch ist. Die Nachricht verbreitet sich, und prompt spricht die Mutter eines der Schulbusinsassen von göttlicher Intervention. So ist es weniger die physische als die sozialutopische Sprengkraft, die Clarks irdischer Vater fürchtet, wenn er seinem Ziehsohn immer wieder einschärft, nach außen möglichst normal zu bleiben: Du musst diese Seite an dir geheim halten. Nach all den überzeichnenden Comicbüchern, Fernsehserien und Filmen verleiht dieser Aspekt dem Stoff ein unheimliches Quentchen Realismus, das den fiktionalen Charakter der Hauptfigur zu relativieren scheint, und man fragt sich: Was wäre eigentlich, wenn tatsächlich ein derartiges Wesen hier auf der Erde auftauchen würde? Bloße Muskelkraft würde die Welt jedenfalls kaum so fundamental verändern, wie Kent senior es prophezeit. Wesentlich tiefgreifender wäre der Effekt auf das menschliche Selbstverständnis und die damit zusammenhängenden sozialen Strukturen – wie dieser Effekt dann auch immer im Konkreten aussehen mag. Man weiß es nicht, und genau deswegen ist der Gedanke auch so unheimlich – vorausgesetzt, man lässt sich einmal kurz auf ihn ein und tut

Superman nicht von vornherein als naives Riesenbaby ab, in dem sich die kindlichen Allmachtsträume seiner halbwüchsigen Schöpfer manifestieren. Diese Attitüde, die sich in der Regel als abgeklärte Reife geriert, im Grunde aber nur blanker Zynismus ist, eignet letztlich allen bisherigen Leinwandbearbeitungen des Stoffs: Der dümmliche amerikanische Vorort-Ken, den uns die Filme aus den 70ern und 80ern vorführen, bleibt eben auch dann noch ein dümmlicher amerikanischer Vorort-Ken, wenn man ihn mit überirdischen Muskeln ausstattet. Der einzige Unterschied ist, dass er sich dann noch exquisiter verhöhnen lässt – zumal in diesem lächerlichen Kostüm. Diese Art von Held – in der Hinsicht muss man Singer dann doch Recht geben – braucht tatsächlich keiner. Lois Lane nicht, Metropolis nicht und auch nicht die soziale Realität der Zuschauer.

Aber Ironie und Zynismus – die Küchenpsychologie weiß es längst – erwachsen aus der Angst und dienen der Verweigerung. So gesehen wirken die Prophezeiungen des alten Kent wie eine rückblickende Autoreflexion der Furcht vor der Supermensch-Mythopoiesis: „Mein Vater glaubte, wenn die Welt herausfinden würde, wer ich wirklich bin, würde sie mich zurückweisen.“ Und genau das war das Geschäft aller Superman-Verfilmungen seit Christopher Reeves erstem Flug: Zurückweisung – durch Ironie. Es wäre interessant, zu erfahren, ob aus dem Altertum eine entsprechende Herakles-Rezeption überliefert ist.

Bei Zack Snyder kann von solchen Vermeidungsstrategien jedenfalls keine Rede mehr sein. Hier ist der Mensch das Mängelwesen, nicht der Held. Und um dieses Gefälle ertragen zu können, muss Letzterer tatsächlich aus Stahl sein – nicht nur körperlich. Die Lacher treffen dabei diesmal freilich die anderen. Wenn Clark seine Selbstbeherrschungsanstrengung wieder einmal mit einem Gesichtsausdruck milder, glücklicherweise nur leicht jesuartiger Souveränität garniert, wird wohl auch dem alkoholisierten Kneipenschläger klar, wer im Ernstfall die Oberhand behielte. Und bei der Frage, warum der Gedeimütigte trotzdem nicht in Aktion tritt, beginnt das primitive menschliche Gehirn sichtlich angestrengt zu arbeiten – wenn auch vermutlich vorerst ergebnislos. Superman jedenfalls widersteht auch hier mühelos der alten, damals von Miller so verlockend in den Raum gestellten Versuchung, dem in solchen



Erlebnissen angestauten Frust im Militärdienst Luft zu machen. En passant, wie versehentlich zerreißt er in der Szene im Militärbunker schließlich doch die bereits erwähnten Handschellen, um dem erstaunten Erdengeneral ins Gesicht zu sagen: Ihr wollt mich kontrollieren, aber das könnt ihr nicht. In der Schlussequenz wird er noch deutlicher: Ich bin hier, um zu helfen, aber zu meinen Bedingungen. So viel gesundes Selbstbewusstsein war dem Filmhelden der 70er- und 80er-Jahre fremd, auch 2006 konnte sich Superman noch nicht zu diesem Durchbruch aufraffen. Dazu passt, dass Snyder uns mit der Besichtigung einer Galerie halbfertiger Superschurken von Lex Luthor bis Nuclear Man verschont, sondern sich gleich an Supermans ebenbürtigen Artgenossen heranwagt: Kaum hat Kal-El seine Ausbildungszeit in der Eiswüste absolviert und das kontrollierte Fliegen erlernt, erreicht auch schon General Zod die Erde. Seine Pläne sind immer noch dieselben wie damals auf Krypton: Die Schaffung einer genetisch optimierten Kryptonierasse. Die Erdlinge sind dabei freilich im Weg und müssen nebenbei eliminiert werden. Der Kampf zwischen Gut und Böse entscheidet mithin das Schicksal der Menschheit, und zwar in mythischen Dimensionen. Dazu trägt neben dem obligatorischen Weltuntergangsversprechen auch die Überdeterminiertheit Zods wie Supermans bei. Es sind nicht nur moralische Alter Egos, die hier gegeneinander antreten. Neben den psychologischen Diskurs tritt der evolutionsbiologische: Welche Disposition ist unter den gegebenen Umständen überlebenstauglicher? Auf der einen Seite steht General Zod, der im wörtlichen Sinn geborene sowie lebenslang trainierte Krieger und Kommandant, Produkt eines genetisch optimierenden Zuchtprogramms à la Gattaca. Und auf der anderen Seite: Superman, der Selbstlose, der radikale, durch moralische Fesseln gehandicapte Menschenfreund, der auch im härtesten Kampfgetümmel immer noch die Zeit findet, ungeschickt aus Helikoptern stürzende Terraner aufzufangen. Dieser weichherzige Lebensretter soll gewinnen? – zumal in einer Gesellschaft, die altruistische Anwendungen so bereitwillig pathologisiert wie die unsere. Wer allzu hilfsbereit und uneigennützig ist, den tut man doch in aller Regel schnell als Einfaltspinsel ab. Und für Leute, die das eigene Wohlergehen gefährden, um anderen zu helfen, gibt es längst psychologische

Krankheitsbilder. Wer allen Ernstes an die Viabilität solcher Verhaltensmuster glaubt, ist zu gut für diese Welt, lebt zumindest hinterm Mond oder kommt sogar von einem anderen Stern. Und es ist insofern ja auch nur konsequent, dass ein Held wie Superman nicht auf dem sozialetischen Mist der Erde gewachsen sein kann, sondern erst extra aus dem Weltraum zu uns herüber geschossen werden muss, um uns dann mit seinem übernatürlichen Helfersyndrom zu belästigen. So braucht es auch erst einmal unzählige explodierende Geschosse, zertrümmerte Gebäude und halsbrecherische Rettungsaktionen, bis der gebeutelte Erdengeneral endlich angestrengt hervorpresst: Dieser Mann ist nicht unser Feind. Und auch jetzt noch hat man den Eindruck, dass er es trotz mittlerweile eindeutiger Beweislage kaum glauben kann.

Dieser zähe Argwohn hat Tradition. Die Angewohnheit des unbeirrten Rettens auch in hochbrisanten Multitasking-Situationen war ja schon immer das seltsamste und erklärungsbedürftigste, weil unrealste Merkmal dieses Helden. Doch hier rechnet sich Snyders ebenso sorgfältiges wie bildgewaltiges Arrangement der Vorgeschichte auf Krypton: Auch der kleine Kal-El wurde ja gerettet, von seinem Vater vor dem Weltuntergang sowie vor den bösen Usurpatoren, die der Säugling obendrein durch seine Flucht überhaupt erst auf die hilflosen Erdlinge aufmerksam gemacht hat. Und es ist doch einleuchtend, dass eine interstellare Schuld zumindest eine planetarische Verpflichtung mit sich bringt. Die Motivation Jor-Els wird hingegen schon auf Krypton vergleichsweise differenziert expliziert: Im Kontrast zum rassentheoretisch begründeten Größenwahn General Zods plädiert er im Zeichen reformpädagogischer Grundsätze für die bedingungslose Freisetzung des Individualwillens. Dass der derart freigestellte Kal-El dann auf der Erde in die Obhut eines Ziehvaters gerät, der diese pädagogischen Überzeugungen teilt, wäre höchstens unter kausallogischen Gesichtspunkten lächerlich. Um solche kümmern sich mythische Erzählwelten allerdings selten. Und den Zufall, wie wir ihn kennen, gibt es dort auch nicht. So gelangen irdische und überirdische Charakterdisposition wie von Zauberhand im jungen Clark zur Deckung. Zudem trägt er, wie sich später herausstellt, den gesamten kryptonischen Genpool in seinem Körper mit sich. Und wenn der derart ethisch und genetisch

ausgestattete Superman schließlich in naturereignishafter Spontanität die erschauernde Lois Lane küsst, ahnt man schon, dass letztendlich auch in evolutionsbiologischer Hinsicht alles ein gutes Ende nehmen wird.

Aber vorher bieten Zod und Kal-El den staunenden Erdlingen einen spektakulären Schaukampf zwischen Gut und Böse, dessen Entwicklung und Ausgang das Schicksal der Menschheit präfiguriert, indem der Sieger den Status eines leibhaftigen Ideals erlangt.

Aus welchem reichhaltigen Materialfundus sich Drehbuch und Inszenierung bei all dem zweifellos im Einzelnen bedienen, mögen versiertere Superman-Leser aufzeigen. Das Ergebnis kann sich jedenfalls sehen lassen. Und am Ende siegt das Gute – ein für allemal und dennoch vorerst. Denn was Snyder da unter der Oberfläche der Materialschlacht zusammenmontiert, ist so etwas wie die Kosmogonie einer sozialutopischen Forderung – nicht die Sozialutopie selbst. Dafür ist nämlich keiner der Beteiligten reif genug: Lois Lane nicht, die Bürger von Metropolis nicht und auch nicht die soziale Realität der Kinogäste – wie im stumpfen Ausströmungsgedrängel noch während des Abspanns ernüchternd deutlich wird. Superhelden-Comics sind schließlich etwas für Kinder. Natürlich. Für wen auch sonst?